



Glaubenssachen

Sonntag, 21. November 2021, 08.40 Uhr

Heimsuchungen
Teufels Werk oder Gottes Wirken?
Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Heimsuchung - das Wort kam lange Zeit in unserer Sprache kaum noch vor. Es schien ein Kandidat zu sein für das Lexikon der verschwindenden oder bedrohten Wörter. Doch derzeit erlebt es eine Renaissance. Im Zusammenhang mit der weltweiten Covid-Pandemie tauchte es wieder auf. Auch jüngst beim Anschlag im norwegischen Kongsberg, bei dem ein Mann mit Pfeil und Bogen wahllos Menschen tötete, titelte eine renommierte Tageszeitung aus München „Heimsuchung“. Drittes Beispiel: Anlässlich der Flutkatastrophe in Rheinland-Pfalz und in Nordrhein-Westfalen im Juli dieses Jahres fand der Begriff sogar Eingang in eine Regierungserklärung im Düsseldorfer Landtag. Der Minister-präsident sprach angesichts der über Hundert Todesopfer und der Zerstörung ganzer Ortschaften von einer Heimsuchung.

Gemeinhin versteht man unter Heimsuchung einen Schicksalsschlag, dem man ausgeliefert ist, etwas, wogegen man sich nicht wappnen kann. Sie trifft Menschen wie aus dem Nichts, wie ein Straf-gericht. Das mag unser aufgeklärtes Bewusstsein nicht akzeptieren. Deshalb wird bei Katastrophen nach Ursachen, Verantwortlichen, Schuldigen gesucht.

Wenn also Politikerinnen und Politiker von Heimsuchung sprechen, kann das ein Ausweich- und Entlastungsmanöver sein. Gegen die Macht des Schicksals kann man schließlich nichts tun, wen sollte man da haftbar machen? Damit ist die Katastrophe kein GAU, also der „größtmöglich anzunehmenden Unfall“, den Experten bei einer Risikoabwägung berechnen können. Aber was dann? Soll etwa GOTT seine Hand im Spiel haben?

Das ist ein weiterer Grund, weshalb der Begriff Heimsuchung verblasst ist – seine religiöse Konnotation ist uns fremd, ja verdächtig geworden. Von einem strafenden Gott haben wir uns verabschiedet, selbst diejenigen, die noch an Gott glauben. Es gibt Ausnahmen. Im amerikanischen Bible Belt und in evangelikalen Kreisen wird noch so gepredigt: Ob beim Hurrikan Katrina 2005 in New Orleans oder schon früher bei der Aids-Erkrankung – stets ist das jeweilige Unglück Gottes Strafgericht für ein sündhaftes Leben.

Wir haben zum Glück weitgehend solch simple kausale Erklärungen hinter uns gelassen. Mehr noch, angesichts der weltweiten Covid 19-Pandemie haben sich die verfassten Kirchen hierzulande dagegen verwahrt, die Virus-Infektion, der wir zunächst hilflos ausgeliefert waren, zu instrumentalisieren und sie als Gottes Antwort auf menschliches Fehlverhalten zu deuten. Der damalige EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm warnte im Mai letzten Jahres in einem Gastbeitrag für die FAZ vor Spekulationen über die Gottgewirktheit des Virus. Wer dies tue, trage zur „menschlichen Verdunklung des Wirkens Gottes“ bei. Auftrag der Kirche sei nicht, über dunkle Seiten Gottes zu spekulieren, sondern auf die Offenbarung von Gottes Liebe zu weisen.

Doch kann man das tun – die dunkle Seite Gottes einfach ausblenden? Sprach Luther nicht sowohl vom offenbaren wie vom verborgenen Gott, dem „deus absconditus“? Haben sich durch Aufklärung und kritische Bibelexegese die entsprechenden

biblischen Geschichten erledigt? Was ist mit dem Kreuz und dem Schrei der Gottverlassenheit? Ich glaube, dass die alleinige Rede vom liebenden Gott an der Wucht und Tragik menschlicher Erfahrungen abprallt und ins Leere läuft. Die Liebe Gottes zu predigen und zu den abgründig verborgenen Seiten Gottes zu schweigen, befördert eine Trivialisierung des Christentums, frei nach dem Motto „Piep, Piep, piep, Gott hat uns alle lieb.“

So gab es denn auch vereinzelt Kritik an der Sprachlosigkeit der Kirchenoberen. Hartmut Löwe etwa, der ehemalige evangelische Militärbischof, beklagte:

„Man kann doch nicht ganze Bereiche des Lebens dem Walten Gottes entziehen und ausschließlich natürlich erklären wollen. In, mit und unter allem, was geschieht, will Gott gefunden werden, auch wenn wir nur mühsam oder gar nicht verstehen, was er uns sagen will.“

Deshalb schlägt Löwe das Wort „Heimsuchung“ vor, es treffe die Sache besser. Er schreibt:

„Kulturprotestantische Belanglosigkeiten dagegen versagen in der Krise, die über uns gekommen ist. Hier muss theologisch und geistlich tiefer gegraben werden.“

Ich stimme dem zu und möchte versuchen, tiefer zu graben. Denn Saft und Kraft gewinnt ein Gottesglaube, der sich abkämpft und ringt mit dem Schweigen und Dunkel eines scheinbar abwesenden Gottes, der dem menschlichen Schicksal gleichgültig gegenübersteht. Jene Witwe hat recht, die Gott anklagt, indem sie ihm auf einem beschrifteten Wegekreuz die Worte entgegen schleudert: „An dieser Stelle erschlug Gott der Herr meinen Mann Andreas mit einem Blitz.“ Fridolin Stier, der Alttestamentler, erzählt davon in einem seiner publizierten Tagebücher. Damit steht die Witwe in der Tradition Hiobs, der Gott zur Rede stellt und fragt: Warum geschieht mir das?

Das Buch Hiob lässt tief in den Abgrund Gottes schauen, der mit Satan eine Wette abschließt. Gott lässt sich auf ein teuflisches Spiel ein, instrumentalisiert Hiob und liefert ihn Satans Willkür und furchtbaren Heimsuchungen aus. Die sind sprichwörtlich geworden – noch heute weiß jeder, was mit einer Hiobsbotschaft gemeint ist. Die Größe Hiobs besteht darin, dass er sich weigert, die über ihn hereinbrechenden Schicksalsschläge als Gottes Strafe für eigenes Fehlverhalten zu akzeptieren, was ihm die Freunde einzureden versuchen, weil sie glauben, Gott verteidigen zu müssen.

Carl Gustav Jung, der große Schweizer Psychoanalytiker, summiert seine religionspsychologischen Überlegungen im Spätwerk „Antwort auf Hiob“, das erstmals 1952 erschien, und schreibt:

„Das ist wohl das Größte in Hiob, dass er ... nicht an der Einheit Gottes irre wird, sondern klar sieht, dass Gott sich in Widerspruch mit sich selber befindet, und zwar

dermaßen total, dass er, Hiob, gewiss ist, in Gott einen Helfer und Anwalt gegen Gott zu finden. So gewiss ihm das Böse, so gewiss ist ihm auch das Gute in Jahwe.“

Wenige Zeilen später erfolgt dann Carl Gustav Jungs Seitenhieb auf die moderne, insbesondere protestantische Theologie:

„Wie will man da die Gestalt Christi ‚entmythologisieren‘? Ein solch rationalistischer Versuch würde ja das gesamte Geheimnis dieser Persönlichkeit herauslaugen, und was übrig bliebe, wäre nicht mehr die Geburt und das Schicksal eines Gottes in der Zeit, sondern ein historisch schlecht beglaubigter religiöser Lehrer, ein jüdischer Reformator ...“

Der Psychoanalytiker Jung fügt dem Kreuz, dem wichtigsten Symbol des christlichen Glaubens, noch ein wichtiges Moment hinzu. Neben Jesus hängen zwei weitere Leidensgestalten:

„Ergänzt wird dieses Bild durch die beiden Schächer, von denen der eine in die Hölle fährt, der andere ins Paradies eingeht. Man könnte die Gegensätzlichkeit des christlichen Zentralsymbols wohl nicht besser darstellen. ... Eben gerade im äußersten und bedrohlichsten Konflikt erfährt der Christ die Erlösung zur Göttlichkeit, sofern er daran nicht zerbricht, sondern die Last, ein Gezeichneter zu sein, auf sich nimmt.“

Damit könnte die aktuelle kirchliche Herausforderung angesichts der weltweiten Bedrohungen durch Pandemien und den Kollaps unserer Ökosysteme treffend beschrieben sein: Im äußersten und bedrohlichsten Konflikt daran nicht zu zerbrechen, sondern die Last, Gezeichnete zu sein, auf uns zu nehmen. Von Heimsuchung zu sprechen, könnte so wieder Sinn machen. Heimsuchung also nicht als Gottesstrafe, wohl aber als Prüfung, als äußerste existentielle Krise, die Fragen aufruft zu unserem Woher und Wohin – und gewiss auch zu unserem Lebensstil.

Ich will Atem holen mit einer Zwischenüberlegung. Jenny Erpenbeck hat 2008 unter dem Titel „Heimsuchung“ einen Roman mit autobiographischen Zügen veröffentlicht. Die 1967 in Ostberlin geborene Schriftstellerin beschreibt das Schicksal verschiedener Besitzer und Bewohner eines Grundstücks und Hauses am Scharmützelsee, über mehrere Generationen. Auch die schrecklichen Heimsuchungen einer jüdischen Familie, insbesondere eines 12jährigen Mädchens im Warschauer Ghetto, spielen eine Rolle. Was einmal Heim, Daheim oder Heimat war, zerbricht und geht verloren – für viele der Protagonisten. Doch die Sehnsucht, die Suche und das Heimweh nach dem Verlorenen bleiben. Erpenbeck blättert in „Heimsuchung“ ein weites Assoziationsfeld zwischen Heimatverlust, Heimatlosigkeit, Heimatsuche und versuchter Heimkehr auf.

Das Wort Heimsuchung hat noch weitere Bedeutungen, die auf eine interessante Spur führen. Laut dem etymologischen Wörterbuch von Kluge ist es in der deutschen Sprache seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar. „Ursprünglich war es ein juristischer Terminus für das ‚im Hause aufsuchen‘, d. h. den Überfall im Hause,

‚Hausfriedensbruch‘. Später in allgemeinerer und übertragener Bedeutung gebraucht, auch im positiven Sinn: ‚Besuch‘.“

Die Übersetzung des Wortes ins Lateinische und Englische bestätigt: Heimsuchung ist eine „visitatio“ bzw. „visitation“. Doch wer besucht hier wen?

Diese Frage führt uns über die kirchliche Tradition ins Neue Testament. Das Fest „Mariä Heimsuchung“ – lateinisch *Visitatio Mariae* – erinnert an den Besuch Marias bei ihrer Cousine Elisabeth. Dieses Ereignisses wird – wenn auch nicht überall – sowohl in der römisch-katholischen und der altkatholischen als auch in Teilen der anglikanischen Gemeinschaft und der lutherischen Kirchen gedacht. Die dem Fest zugrundeliegende Episode findet sich nur beim Evangelisten Lukas (Kapitel 1, 39-44):

Maria aber machte sich auf in diesen Tagen und ging eilends in das Gebirge zu einer Stadt in Juda und kam in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth. Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth wurde vom Heiligen Geist erfüllt und rief laut und sprach: Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes! Und wie geschieht mir, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Denn siehe, als ich die Stimme deines Grußes hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leibe.

Diese Geschichte ist mehr als ein Besuch der einen Schwangeren im Heim der anderen. Das ist lediglich die äußere Dimension dieser „Heimbesuchung“. Hinter beiden Frauen liegt eine ganz andere Heimsuchung, ein plötzlicher Einbruch in ihr Leben, der alles radikal verändern würde und den sie noch nicht verarbeitet haben. Sie wurden auf je eigene Weise überfallen von einer Nachricht, übermittelt über das Medium eines Boten, eines Engels.

Lukas erzählt im ersten Kapitel zunächst von dem kinderlos gebliebenen Ehepaar Elisabeth und Zacharias. Unvermittelt hat letzterer beim Priesterdienst im Tempel „ein Gesicht“, wie die Leute später sagen werden. Ein Engel, der sich als Gabriel vorstellt, kündigt ihm die Schwangerschaft seiner Frau an. Das stößt auf Skepsis: „Ich bin alt und meine Frau betagt.“ Doch das Schicksal nimmt seinen Lauf, Zacharias verstummt für neun Monate, während seine Frau, als sie merkt, dass sie schwanger ist, sich fünf Monate vor den Menschen verbirgt.

Noch dramatischer stellt sich die Lage für Maria dar, die zu dem Zeitpunkt etwa vierzehn gewesen sein dürfte. Sie war bereits einem Mann versprochen. Der Evangelist Lukas lässt erneut Gabriel auftauchen, der Maria eine Schwangerschaft ankündigt. Auch sie kann es nicht fassen: „Wie soll das zugehen, wo ich doch von keinem Manne weiß?“ Und wird mit einer rätselhaften Auskunft beschieden: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“ Eine ungeklärte Schwangerschaft konnte damals zur Verstoßung führen – das Matthäusevangelium berichtet, dass Josef genau das erwägt.

Die doppelte Geburtsankündigung und die Solidarität der beiden schwangeren Frauen, die sich durch den Besuch gegenseitig unterstützen, eröffnet einen neuen Blick auf unser Thema.

Grundsätzlich lässt sich sagen – und das gilt für die Hiobs-botschaften wie für die überraschenden Geburtsanzeigen bei Elisabeth und Maria gleichermaßen: bei Heimsuchungen geht es um einen unerwarteten Einbruch in die menschliche Autonomie, mit dem Doppelaspekt, der allem Religiösen innewohnt: wir sind erschrocken und schauen doch mit Faszination hin. Weil wir es nicht fassen können. Heimsuchungen machen fassungslos.

Doch sie können auch helfen, neu und ganz anders Tritt zu fassen. Das Erschrecken Marias etwa, und die Angst, vom eigenen Mann verlassen und von der Gesellschaft geächtet zu werden, wandeln sich bei ihr in eine nie gekannte Kraft und in ein Selbstbewusstsein, das aus anderen Quellen schöpft als dem eigenen Ego. Noch während des Besuchs bei ihrer alten Cousine stimmt sie das sogenannte Magnifikat an:

„Meine Seele erhebt den Herrn!“ Denn, so ihre Begründung, Gott hat sie angesehen und aus ihrer Niedrigkeit, man kann auch sagen: Erniedrigung, erhoben. Marias Seele wird gleichsam zu einer Hebebühne für Gott. Sie erhebt Gott – und Gott erhebt sie. Magnifikat – sie macht Gott groß und gewinnt damit selber Größe und Ausstrahlungskraft. Gott besucht sie, sucht sie heim. Und sie findet heim zu oder Heimat in Gott. Die göttliche Heimsuchung Mariens würde man heute vielleicht „Empowerment“ nennen. Bei Lukas folgt der Heimsuchung jedenfalls ein Revolutionslied, bei dem sich alle geordneten Verhältnisse umkehren: „Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“

Zurück zur Renaissance des Begriffs Heimsuchung in der derzeitigen globalen Krise. Pandemien, Naturkatastrophen und der beginnende Kollaps unserer Ökosysteme erschrecken und machen fassungslos. Sie zeigen unseren Kontrollverlust, dem mit Politik und technischer Erneuerung allein nicht beizukommen ist.

Diese Krisen greifen tiefer und fragen nach unserem Ort auf dem Heimatplaneten Erde und unserem Selbstverständnis als menschliche Spezies. Wir sind nicht die Krone der Schöpfung, und das behauptet entgegen landläufiger Meinung auch die Bibel an keiner Stelle. Es ist der Sabbat, den das Buch Genesis als Krone der Schöpfung preist. Sabbat heißt loslassen. Es ist der arbeitsfreie Tag der Ruhe. Der Sonntag also als Tag der Muße – er könnte ein Drehpunkt werden, denn er öffnet einen Raum der Buße, d.h. zum grundlegenden Sinneswandel und zur Neuausrichtung unseres Lebens. Der Sabbat könnte uns innewerden lassen, dass wir ein Teil der Schöpfung sind und mit allem, was lebt, den gleichen Atem teilen, als ein Glied in der Kette des Seins. Wo immer eines dieser Glieder reißt, ist das Ganze in Gefahr. Wo wir unsere Mitgeschöpfe missbrauchen und quälen, nehmen wir Schaden an Leib und Seele und gefährden unseren eigenen Fortbestand.

Wer weiß, vielleicht ist das Corona-Virus, das über Monate einen weltweiten Stillstand, einen Shutdown nie gekannten Ausmaßes auslöste, eine Art verordneter Sabbat. Vielleicht ist es ein Bote, ein Botenstoff aus der Kette des Seins – mit der Botschaft, uns nicht länger den Ast abzusägen, auf dem wir sitzen. Klimaforscher predigen schon lange - und die UN-Konferenz zur biologischen Vielfalt, die gerade in China stattfand, hat das noch einmal unterstrichen: Das Zurückdrängen der Natur und die Ausrottung von Pflanzen- und Tierarten fördern das Überspringen gefährlicher Viren und bedrohen uns alle. Was also tun? Mancher hat in diesen Zeiten schon Hölderlin zitiert:

„Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“

Man sollte dabei die vorausgehende Zeile nicht vergessen. Hölderlins berühmter Hymnus beginnt mit einer Frage nach dem Geheimnis Gottes:

„Nah ist / und schwer zu fassen der Gott.“

Heimsuchungen rühren an das Geheimnis des nahen und nicht zu fassenden Gottes. Das gilt auch für die Heimsuchung Jesu am Kreuz. In seinem Todesschrei zerreißt etwas. Für den Bruchteil einer Sekunde lichtet sich ein Vorhang und eine tiefere Wahrheit leuchtet auf. Der Tod hat ein Doppelgesicht: Das Faktum des Todes wird überwölbt von einer tieferen Wahrheit. Weshalb der Totensonntag auch Ewigkeitssonntag heißt. Wenn etwas stirbt, wenn wir sterben, werden wir nicht nur heimgesucht, sondern vielleicht auch, wie eine alte Wendung sagt, heimgeholt.

Hier und heute allerdings gilt es wohl, Heimsuchungen nicht passiv zu erleiden, sondern einen aktiven Part zu übernehmen, wie Hiob, wie Maria: Es ist ein Ringen mit einem dunklen Gegenüber. In beiden Extremen wächst den Protagonisten das Rettende zu, sie tragen etwas Neues in die Welt. Hiob gewinnt, einen Beistand, der auch Maria zuteil wird als „Kraft des Höchsten“, als Heiliger Geist. Heimsuchungen können Türöffner sein. Wir werden besucht. Wir werden gesucht. Und können uns finden lassen und so über uns hinauswachsen.

* * *

Zum Autor:

Christoph Strmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs Hauptkirche St. Petri